

II Forschungszugänge und Methodologie

Um die radikale Demokratie migrantischer Kämpfe zu analysieren, verbindet diese Studie Theorie und Sozialforschung, ohne die eine über die andere zu stellen. Doch welche Spannungsverhältnisse ergeben sich aus diesem Unterfangen? Und wie kann konstruktiv mit ihnen umgegangen werden? Außerdem wird die politische Organisation von Subjekten untersucht, die vielfach mit herrschenden Gesellschaftsverhältnissen zu kämpfen haben. Wie können dabei die Machtverhältnisse reflektiert werden, in denen sich eben auch diese Forschungsarbeit bewegt? Genauer gefragt: Wie verhält sich meine wissenschaftliche Arbeit zum Feld politischer Organisation und wie positioniert sie sich im Gebiet der Migrationsforschung, in dem hegemoniale Sichtweisen oftmals unreflektiert übernommen werden? Diese Fragen möchte ich auf den folgenden Seiten aufgreifen und somit meine Vorgehensweise offenlegen und begründen.

Zunächst verorte ich meine Studie im Feld der Migrationsforschung sowie jenem der Fallstudien und reflektiere meine Positionierung in Bezug auf methodologische Debatten zu dialogischer und aktivistischer Forschung. In diesem Zusammenhang entwickle ich einen Begriff positionierter Wissenschaft, der eng mit den darauffolgenden Ausführungen zu poststrukturalistisch informierter Sozialforschung und theoretischer Empirie verbunden ist. Im zweiten Teil dieses Methodenkapitels erläutere ich das für die Studie zentrale Verhältnis von radikaldemokratischer Theorie und empirischer Forschung. Hierbei gehe ich der Frage nach, inwiefern sich die grundsätzlich offene Herangehensweise qualitativer Sozialforschung mit theoretisch fokussierten Perspektiven verbinden lässt. In Bezug auf die Schritte der Datenerhebung, Auswertung und Darstellung beschreibe ich, wie Theorie und Empirie im Forschungsdesign ins Verhältnis gesetzt werden können. Hinsichtlich der Datenerhebung erläutere ich die Kombination der Forschungsstrategien von teilstrukturierten Interviews, teilnehmender Beobachtung und Dokumentenanalyse. In Auseinandersetzung mit der Grounded-Theory-Methodologie konzipiere ich daraufhin ein Auswertungsverfahren, in dem relativ offenes Codieren mit theoretisch fokussierten Interpretationen verbunden wird. Abschließend beschreibe ich das Verhältnis von Theorie und Empirie in der Darstellungsweise dieses Buches.

1. WISSENSPRODUKTION IM FELD DER MIGRATION

Die Annahme wissenschaftlicher Neutralität und gänzlich objektiver Forschungsergebnisse wird in verschiedenen Wissenschaftsparadigmen als unrealistisch und nicht

wünschenswert abgelehnt (u. a. Foucault 1983; Horkheimer 1992; vgl. Schwenken 2019). So betont Zygmunt Bauman (2011), dass qualitative Sozialforschung keinen unabhängigen Standpunkt wählen könne, sondern immer bereits engagierte Wissenschaft sei. Ausgehend von einem demokratischen Prinzip könne sie dabei zu einem Vehikel werden, das möglichst viele ermächtigen solle, scheinbar selbstverständliche Ordnungen und Gegebenheiten des Sozialen zu hinterfragen. So schreibt auch Rainer Winter (2014; vgl. Denzin/Lincoln 2011: 11) in seinem Plädoyer für eine kritische Ausrichtung der qualitativen Forschung, diese solle „durch transformative und interventionistische Untersuchungen eine emanzipatorische Agenda zur Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit entwickeln sowie zu einer radikalen Demokratie beitragen“, wobei gerade ihre perspektivische Diversität „alternative Sicht- und Denkweisen“ anregen könne (ebd.: 118). Ein kritischer Ansatz qualitativer Forschung könne hierbei nicht nur die negativen Folgen der herrschenden Gesellschaftsform aufzeigen, „sondern auch eine ‚Politik des Möglichen‘, die die Hoffnung auf demokratische Veränderungen und utopische Visionen bewahrt“ (ebd.). Eine solche radikaldemokratische Perspektive qualitativer Sozialforschung greife ich in diesem Buch auf und verbinde sie mit einer reflexiven Positionierung.

Die Verortung der eigenen Wissensproduktion rekurriert insbesondere auf das Konzept des *situierten Wissens* der feministischen Wissenschaftlerin Donna Haraway. Sie begreift die eigene „Positionierung“ als eine „entscheidende wissensbegründende Praktik“ und hinterfragt davon ausgehende Objektivierungen (Haraway 1995: 87). Der Begriff der Objektivität sollte Haraway zufolge dennoch nicht verworfen, sondern als Konzept einer positionierten Objektivität wiederangeeignet werden (vgl. Hale 2008: 13). Die Position der Forschenden ist zudem nicht identisch mit jener der Forschungssubjekte. Wissenschaft verfügt, wie andere soziale Felder, über eine relative Autonomie und stellt eigensinnige Kriterien auf, zu denen sich Forschende verhalten müssen, wenn sie anschlussfähig sein wollen und durch die ihre Wissensproduktion strukturiert und weitgehend nachvollziehbar wird (vgl. Bourdieu 1998; vgl. Schwenken 2019).

Neben der Artikulation radikaler Demokratietheorie ist diese Studie geprägt durch eine doppelte Situierung meines Forschungsprojektes und meiner Subjektivität als Forscher. Zum Ersten ist meine Analyse durch Debatten einer reflexiven und kritischen Migrationsforschung positioniert. Sie zielt somit darauf ab, Begriffe von Migration nicht unhinterfragt dominanten Diskursen zu entnehmen, die eigene Wissensproduktion in gesellschaftlichen Verhältnissen zu verorten und hierbei deren potenzielle Effekte zu bedenken (vgl. Kasperek/Hess 2010; Mecheril et al. 2013; Heimeshoff et al. 2014). Entgegen einer regierungszentrierten und durch „nationale Paradigmen“ (Bommes 2011) geprägten Perspektive gehe ich von einer „Perspektive der Migration“ aus: Diese nimmt einerseits einen Standpunkt der Migration ein und begreift sie als Gesellschaft prägende Kraft, andererseits reflektiert sie aber die Produktion von Migration durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse (Tsianos/Hess 2010: 243f.; Hess 2014: 129; Bojadžijev/Römhild 2014: 17). Die Problematisierung von Migration – oder umgekehrt eine einseitige Fokussierung auf deren Exklusion und Diskriminierung – führt häufig dazu, dass migrantische Kämpfe unsichtbar gemacht und Migrant_innen auf ein Problem oder einen Opferstatus reduziert werden (vgl. Mezzadra 2007: 181; Tsianos/Karakayali 2008: 330). Diese Verdrängung und Viktimisierung von Migration reproduziert ein ausschließendes sowie paternalistisches

Verhältnis, das durch den Bezug auf eine Perspektive der Migration aufgebrochen werden kann. Eine solche Wissensproduktion zielt darauf ab, Auseinandersetzungen in Migrations- und Grenzregimen ausgehend von den Erfahrungen, Analysen und Kämpfen der Migration zu begreifen. Migrantische Selbstorganisationen sind Teil dieser Auseinandersetzung. Ihre politischen Praxen und Sichtweisen stehen im Mittelpunkt, wobei ich selbst keinen vermeintlich neutralen Beobachtungsstandpunkt einnehme.

Zum Zweiten situiere ich mich daher selbst im Feld der beiden Fallstudien. Der qualitativen Methodologie entsprechend sind Forschende nicht extern, sondern Teil der erhobenen Daten (vgl. Bohnsack 2003; Hametner 2013: 135f.). Eine ihrem Anspruch nach kritische Wissenschaft fragt darüber hinaus, in welchen Machtverhältnissen und Hierarchien sich Forschende in Bezug auf das Forschungsfeld bewegen, und wie diese in Interaktionen (re-)produziert werden. Durch hegemoniale Konstrukte wie Weißsein, deutsche Staatsangehörigkeit sowie Männlichkeit werde ich mehrfach privilegiert und bin nicht in derselben sozialen Position wie viele der Jugendlichen, deren Aktivismus im Fokus dieser Forschungsarbeit steht. Über Dokumente, Interviews und weitere Interaktionen teilen sie ihre Erfahrungen, Perspektiven und Erkenntnisse mit mir, sodass diese – im Zusammenhang mit meinen eigenen Erfahrungen im Forschungsfeld – als wesentliche Eindrücke in diese Studie eingehen. Dennoch haben sich die hierbei fortwirkenden Gesellschaftsverhältnisse nicht gänzlich aufheben lassen, sodass ich laufend meine eigene Rolle im Forschungsprozess reflektiert habe. Hierbei ist es bedeutsam, die bis heute bestehenden kolonialen Traditionen universitärer Wissenschaft zu bedenken, die durch objektivierende Wissensproduktion die ‚Anderen‘ als Abweichung und dadurch zugleich eine nicht-markierte Norm des ‚Eigenen‘ hervorbringt. Beforschte wurden und werden dabei als naive Quelle imaginiert, deren Erfahrungen und Geschichten von Forschenden gesammelt und erst durch diese in anerkanntes Wissen transformiert werden. Eine machtsensible Forschung muss daher dem Anspruch folgen, Methodologie und Methoden zu dekolonisieren (Mato 2000; Kaltmeier/Corona Berkin 2012). Die Frage, wer welches Interesse und welchen Nutzen an einem wissenschaftlichen Projekt hat, trifft gleichermaßen auf die Forschung mit nicht-hegemonialen Subjekten und Gruppen im globalen Norden zu – gerade in der Migrationsforschung besteht hierbei die Gefahr, (post-)koloniale Perspektiven und Hierarchien zu reproduzieren. Durch eine machtsensible und dialogische Forschungsethik wird daher versucht, mit dieser kolonialen Tradition zu brechen: Wissen nicht über oder für, sondern mit den Forschungssubjekten zu generieren (ebd.). Dies entspricht zugleich dem Anspruch einer Demokratisierung, der von poststrukturalistisch informierten Ansätzen qualitativer Sozialforschung im Sinne einer „dialogischen Validität“ begriffen wird, die Hierarchien im Forschungsprozess abbaut und zugleich die Qualität der Forschung erhöht (Winter 2014: 122).

Um in diesem Sinne eine Situierung der Wissensproduktion aus einer Perspektive der Migration forschungspraktisch umzusetzen und dabei meine eigene Positionierung zu reflektieren, greife ich auf das vor allem im US- und lateinamerikanischen Kontext diskutierte Konzept von *activist scholarship* zurück (Hale 2008; Autonomous Geographies Collective 2010; vgl. Croteau et al. 2005; Carstensen et al. 2014). Diesem zufolge können sich Forschungspraxis und politisches Engagement gegenseitig bereichern, ohne die methodologische Strenge der Forschung zu untergraben und ohne das politische Engagement auf eine reine Datenerhebung zu reduzieren (Hale 2008: 2). Mit dem Begriff aktivistischer Forschung versuche ich daher meine Positionierungen als

politisch engagierte sowie forschende Person in ein Verhältnis zu setzen und zu reflektieren. Aktivistische Forschung strebt ein möglichst nicht-hierarchisches und dialogisches Verhältnis von Forschungssubjekten und Forschenden an. Dabei wird jedoch nicht wie in der partizipatorischen Forschung vor allem eine Beteiligung am Forschungsprojekt angestrebt, sondern eher ein über die Forschung hinausgehendes Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus in den Blick genommen.¹ Vor allem in der Forschung zu sozialen Bewegungen geht es nicht nur um die Frage, was die Aktivist_innen zu der Forschung beitragen, sondern auch wie sich die Wissenschaftler_innen in der Bewegung einbringen und welche Auswirkungen das im Feld hat. Gerade das Feld der Migration ist zudem oftmals durch *gatekeeper* kontrolliert, wobei die eigene Involviertheit und eine aktivistische Herangehensweise zur Zugangsvoraussetzung werden können: „Die Qualität der Daten hängt daher unter Umständen von einem aktivistischen Zugang ab.“ (Schwenken 2019; vgl. Thomas 2010: 469)

In beiden Fallkontexten war eine solche Verortung als aktivistischer Forscher entscheidend für den Zugang. Den Hauptteil der Feldforschung für die Fallstudie zu den USA habe ich während eines Aufenthalts in Kalifornien von September 2014 bis Februar 2015 durchgeführt.² Erst vor Ort konnte ich einen Feldzugang erhalten, indem ich regelmäßig öffentliche Veranstaltungen besucht und an Aktionen teilgenommen habe, wohingegen Kontaktaufnahmen per E-mail vorab größtenteils unbeantwortet geblieben sind. Durch meinen Aufenthalt als Gastwissenschaftler an der *University of California, Los Angeles* (UCLA) bekam ich zunächst Zugang zu IDEAS (*Improving Dreams, Equality, Access and Success*), einer campusbasierten Selbstorganisation undokumentierter Studierender. Im weiteren Verlauf der Feldforschung habe ich mich jedoch auf die *Immigrant Youth Coalition* (IYC) und die *California Immigrant Youth Justice Alliance* (CIYJA) konzentriert, da diese von verschiedenen Seiten als die gegenwärtig zentralen Akteure der Bewegung undokumentierter Jugendlicher beschrieben wurden. Der Zugang zu diesen beiden communitybasierten Selbstorganisationen dauerte mehrere Wochen, wobei die zu Beginn sehr zurückhaltenden Interviewzusagen exponentiell anstiegen. Eine Schlüsselrolle für das Forschungsprojekt hat vor allem Jonathan eingenommen, der durch seine Position als Mitgründer und landesweiter Koordinator der IYC als *gatekeeper* gesehen werden kann. Nach einem mehrstündigen Gespräch lud er mich regelmäßig zu Gruppen- und Bündnistreffen ein, informierte mich über Termine und stellte mich per E-mail den IYC-Mitgliedern vor. In den folgenden Wochen konnte ich Kontakte zu zahlreichen Organizern aufbauen und an Treffen, Workshops, Demonstrationen, Aktionen und Partys teilnehmen, sodass ich gegen

- 1 Partizipative Forschung zielt darauf ab, Forschungssubjekte während des gesamten Forschungsprozesses miteinzubeziehen (vgl. Bergold/Thomas 2010; Götsch et al. 2012), ist aber „nicht notwendiger Weise an sozialem Wandel interessiert, sondern betont die Form: die Beteiligung der ‚Beforschten‘. Dagegen sind für Aktionsforschung bzw. aktivistische Forschung eine vorhandene Orientierung an sozialem Wandel kennzeichnend“ (Schwenken 2019: 76; vgl. Autonomous Geographies Collective 2010; Hamm 2013).
- 2 Die in den Fallstudien fokussierten Initiativen stelle ich in Kapitel V.1 ausführlich vor. Ein vorläufiger Feldzugang hat sich zudem bereits im März 2014 während eines Aufenthalts in New York ergeben. In diesem Rahmen konnte bereits eine dichte Analyse durchgeführt werden, da die Kampagnenarbeit der dortigen Selbstorganisationen aufgrund einer anstehenden Abstimmung in einer Hochphase gewesen ist (Schwartz 2015a).

Ende meines Aufenthaltes einen umfassenden Eindruck von der Bewegung erhalten habe.

Der Feldzugang in Deutschland hat sich durch Bekannte in der antirassistischen Bewegung ergeben, über die ich von einer Konferenz zur JoG-Bildungskampagne in Berlin erfahren hatte und Kontakte aufbauen konnte. Nach der Bildungskonferenz im Jahr 2012, bei der ich bereits zahlreiche JoG-Mitglieder kennenlernen konnte, habe ich an den jährlichen JoG-Konferenzen teilgenommen, die parallel zu den Innenministerkonferenzen in Rostock-Warnemünde, Hannover, Bonn, Koblenz und Saarbrücken stattfanden.

Eine Schlüsselszene, die die Bedeutung aktivistischer Forschung aufzeigt, hat sich ergeben, als ich bei meinem ersten Besuch einer JoG-Konferenz mit Ibrahim ins Gespräch komme, der viele Jahre bei JoG aktiv und deren Mitgründer ist, wobei in der Unterhaltung die zentralen Aspekte *accountability* und *reciprocity* verhandelt wurden (Pulido 2008: 350). In einer Pause hatte er mich beiseite genommen und mir erzählt, dass sie sehr viele Anfragen für Interviews und Forschungsarbeiten bekämen und dass er diese teilweise problematisch finde, da JoG wenig Zeit habe und teilweise unklar sei, was sie als politische Initiative von diesen Forschungen zu erwarten hätten. Das Verhältnis von Aktivismus und Forschung brachte er hiermit auf den Punkt: Wenn ich mit JoG forschen wolle, dann solle ich „nicht nur nehmen, sondern auch etwas geben“ (zit. n. Feldnotizen). Dabei gehe es jedoch nicht darum, dass ich unmittelbar JoG selbst etwas zurückgebe, sondern der Sache, für die sich JoG einsetze. Jetzt würde ich gerade etwas für mein Thema brauchen, aber langfristig könne ich zu ihrem Anliegen beitragen, indem ich mich politisch engagiere. Da ich mein Forschungsprojekt nicht nur aus rein wissenschaftlichen Gründen betreibe, könne ich gerne mit JoG forschen – wobei er bemerkt, dass Politik nicht nur auf der Straße, sondern auch durch Wissenschaft möglich sei. Insgesamt sei es ihm wichtig, dass die Leute von JoG nicht Objekte, sondern Subjekte meiner Forschung sind. In dem kurzen Gespräch hat Ibrahim somit wesentliche Aspekte und Kriterien aktivistischer Wissenschaft deutlich gemacht. Dem Kriterium der *accountability* entsprechend formuliert Ibrahim den Anspruch, dass ich nicht nur einem rein wissenschaftlichen Interesse folge, sondern mich als Teil gesellschaftlicher Bewegung begreife, die den Kämpfen von JoG verbunden ist. „Accountability requires seeing yourself as *part* of a community of struggle, rather than as the academic who occasionally drops in.“ (Ebd.: 351) Zwar folgt meine Studie, wie zuvor erläutert, wissenschaftlichen Kriterien und ist in diesem Sinne keine Auftragsforschung. Nur indem jedoch Verantwortung im Zusammenhang der Forschungsarbeit übernommen wird, kann diese dem Anspruch aktivistischer Forschung gerecht werden, sozialen Wandel zu unterstützen. Dem Kriterium der *reciprocity* entsprechend wird die Bedingung formuliert, nicht nur Daten für die eigene Forschungsarbeit zu erheben, sondern der Bewegung auch etwas zurückgeben. Das Gespräch mit Ibrahim verdeutlicht, dass soziale Bewegungen genau wissen, was sie von Wissenschaftler_innen erwarten können, wie es auch Pulido beschreibt: „*Reciprocity* denotes a mutual give and take and is something that scholar activists must always be attentive to.“ (Ebd.)

Während der mittelbare Nutzen von Forschungsarbeiten für soziale Bewegungen nicht überschätzt werden sollte, so können sie dennoch als diskursive Interventionen begriffen werden, die indirekt dem Interesse der beteiligten Bewegungen entsprechen können. So argumentiert Don Mitchel, dass gerade die universitäre Wissensproduktion

positive Effekte außerhalb der Universitäten nach sich ziehen könne, da aktivistisch Forschende eben hier über besondere Ressourcen und Fähigkeiten verfügen (2004: 23; vgl. Casas-Cortés/Cobarrubias 2007: 113). Deutlich wurde dieser Effekt akademischer Wissensproduktion im Rahmen meiner Forschungsarbeit in den USA. Indem ich als Gastwissenschaftler der UCLA – dessen *Labor Center* wichtiger Teil und Ressourcenquelle migrantischer Bewegungen ist – Ergebnisse meiner aktuellen Forschungsarbeit präsentiert und in einem *working paper* veröffentlicht habe, konnte ich die neueren Organisationen undokumentierter Jugendlicher in diesem Zusammenhang bekannter machen. Hierbei konnte ich insbesondere auf die von der *Immigrant Youth Coalition* entwickelte Kritik am sogenannten Dreamer-Narrativ aufmerksam machen (Perez 2014, siehe Kapitel VII.1.2.2), das sich in Wissenschaft und Medien als Repräsentationsform undokumentierter Jugendlicher etabliert hat, jedoch nicht mehr deren Selbstbeschreibungen entspricht (vgl. Schwiertz 2015b).

Aus der Forschung kann sich zudem ein direkter Nutzen für politische Bewegungen ergeben, insofern sie aufbereitet und zugänglich gemacht wird, wobei reguläre akademische Formate oftmals unzureichend sind (vgl. Mato 2000: 490f.). In diesem Zusammenhang hat Rojda in einem Gespräch mit mir kritisiert, dass immer wieder Leute von der Universität kommen, um für ihre Studien- und Abschlussarbeiten über JoG zu forschen, ohne ihre Ergebnisse zur Verfügung zu stellen: „Ich frage mich aber immer, was passiert dann damit, wenn ihr fertig seid. Verschwinden die in euren Regalen?“ (zit. n. Feldnotizen) Die Ergebnisse dieser Studie wurden daher bei der JoG-Konferenz 2018 im Rahmen eines Workshops vorgestellt und diskutiert. Ein Beitrag aktivistischer Forschung kann darin bestehen, dass sie einen Reflexionsraum für die Aktivist_innen entstehen lässt, in dem sie außerhalb des Bewegungsalltags über diesen nachdenken können, wie Marion Hamm erläutert (2013: 68): „Im oftmals atemlos-hektischen Feld des Aktivismus kann die Forschungsbegegnung reflexive Mikrosituationen schaffen, in denen ein nicht an unmittelbare Notwendigkeiten geknüpftes Nachdenken möglich ist.“ So haben auch viele meiner Interviewpartner_innen gesagt, dass das offene und lange Gespräch eine gute Gelegenheit gewesen sei, ausführlicher über einige Sachen nachzudenken und das eigene Engagement zu reflektieren, wofür man sonst kaum Zeit habe. Die meisten Möglichkeiten, direkt zur Bewegung beizutragen, haben sich für mich jedoch nicht aus der Rolle als Wissenschaftler_in ergeben, sondern durch Unterstützungsarbeiten.

Die Wissensproduktion dieser Studie ist geprägt von einer Forschungsperspektive, die von den Bewegungen der Migration ausgeht, um eine kritische Analyse von Demokratie- und Migrationsregimen und den damit verbundenen Auseinandersetzungen zu entwickeln. Hierzu verfolge ich eine Forschungsstrategie, die Elemente ethnographischer und aktivistischer Forschung verbindet (vgl. Hamm 2013: 60). Dabei variiert das Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus abhängig von den Forschungszugängen. Während die Interviews die wichtigste Datenquelle für meine Forschung sind, wobei mein Beitrag zur Bewegung gering blieb, bot die beobachtende Teilnahme stärker Gelegenheiten, selbst etwas zur Bewegung beizutragen. Ohne politische Positionierung und das Bemühen einer möglichst verantwortungsvollen Forschungspraxis hätte ich vermutlich zudem nicht dieselben Möglichkeiten gehabt, die migrantischen Jugendlichen in ihrer Selbstorganisation zu begleiten. Nachdem ich meine Studie nun im Hinblick auf die Forschungslandschaft und das Forschungsfeld situiert habe, erörtere ich im folgenden Unterkapitel, wie die grundsätzlich offene Haltung qualitativer

Forschung mit dem theoretischen Fokus meiner Fragestellung verbunden werden kann und beschreibe das Vorgehen im Forschungsprozess.

2. EINE METHODOLOGIE QUALITATIVER FORSCHUNG UND THEORETISCHER ANALYSE

2.1 Qualitative Sozial- und Migrationsforschung

Die Vorgehensweise der empirischen Untersuchung geht aus der Auseinandersetzung mit dem Paradigma qualitativer Sozialforschung hervor (vgl. Hoffmann-Riem 1980; Flick et al. 1995; Bohnsack 2003). Zu den konstitutiven Merkmalen qualitativer Forschung zählen insbesondere *Sinnverstehen*, *Offenheit* der Erhebung und *Interpretativität* der Auswertung (Hollstein/Ullrich 2003: 41). Bedeutung ist aus dieser Perspektive immer abhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext, sie ist mit Harold Garfinkel (1967) gesprochen indexikal. Insofern die Forschungssubjekte laufend interpretieren müssen, um sich selbst in der Interaktion mit ihrer Umwelt sinnvoll begreifen zu können, können Interpretationen der Forschenden als „Konstruktionen zweiten Grades“ verstanden werden, also als „Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden“ (Schütz 1971: 7). Im Anschluss an die Arbeiten von Alfred Schütz bezeichnet Anthony Giddens dies als „doppelte Hermeneutik“ sozialwissenschaftlicher Analyse (Giddens 1997: 429f.); mit Luhmann kann im Rahmen seiner konstruktivistischen Systemtheorie auch von „Beobachtung zweiter Ordnung“ gesprochen werden (1990: 16). Qualitative Sozialforschung ist hierbei ein „Interpretationsprozess“, in dem stets alternative Interpretationen möglich bleiben, insofern er Prinzipien der Offenheit und Kommunikation folgt (Hoffmann-Riem 1980; vgl. Braun i. E.). Im Gegensatz zu quantitativer Forschung geht es weniger um das Ausmaß und die Verteilung von Phänomenen, die Repräsentativität einer Stichprobe oder die Berechnung kausaler Zusammenhänge, sondern um die Rekonstruktion sozialer Phänomene über deren Sinnzusammenhänge (El-Mafaalani et al. 2016: 62, 65). Gerade diese durch die Offenheit der Erhebungs- und Auswertungsinstrumente erzeugte *Kontextualität* ermöglicht eine methodische Kontrolle der Wissensproduktion, da die Forschungssubjekte diese mitstrukturieren – indem sie etwa in narrativen Interviewpassagen eigene Themen setzen, Begriffe einführen, oder unvorhergesehene Zusammenhänge aufzeigen – und den Fragestellungen, Konzepten und Interpretationen des Forschenden somit widersprechen können (vgl. Bohnsack 2003: 20f.).

Für die Migrationsforschung haben qualitative Methoden durch ihre Offenheit und Perspektivität ein besonderes Potenzial (El-Mafaalani et al. 2016: 62ff.): Zum einen werden die Daten nur gering durch Forschende begrenzt, sodass im Forschungsprozess unerwartete Aspekte und Zusammenhänge erscheinen können, und zum anderen ist die Perspektive der Forschungssubjekte auf soziale Phänomene zentral. Qualitative Sozialforschung ist somit gut geeignet, um in Migrationsgesellschaften die Komplexität und Prozesshaftigkeit sowie die Ambivalenzen und Konflikte von sozialen Phänomenen zu erfassen (ebd.: 68). Durch die Offenheit und Perspektivität der Forschung kann verhindert werden, dass Stereotype und diskriminierende Muster aus dem vor-